

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 35

Rubrik: Nachdenkliches

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdenkliches

Angst

Wo sich Angst bemerkbar macht ist irgend etwas nicht gut, nicht in Ordnung. Furcht oder ängstliche Gesinnung weist auf Uebelstände hin, ob sie uns bewußt sind oder nicht.

Aus Angst bewaffnen sich die Völker. Die Diplomaten reden zwar höflich und freundlich miteinander, aber hinter ihnen stehen Millionen, bewaffnet und gerüstet, um auf ein Zeichen hin loszustürzen. Heute geht eine große Angstwelle durch Europa, durch die ganze Welt. Die Regierungen glauben mit den Waffen in der Hand Ruhe und Zuversicht verbreiten zu können und nach Außen hin mag diese Annahme ihre Richtigkeit haben. Betrachtet man dieses Problem jedoch von der geistigen Seite aus, so wird es höchst problematisch und man beginnt eine tiefe Unsicherheit zu fühlen, weil man im Innersten doch weiß, daß Sicherheiten, die sich nur auf Waffen stützen, sehr unsicher sind.

Die Angst zeigt ihre negative Wirkung immer und überall. Wo Angst vorhanden ist, fehlt es an glaubhafter Ruhe, fehlt es am Fundament des Lebensaufbaues. Auch die Angst vor Gott ist Schwachheit, die Angst, sein Geld oder seine Stelle zu verlieren, seinen Freund und Kameraden, die Angst vor Krankheit, vor dem Tod . . . immer ist sie ein Zeichen mangelnder innerer Festigkeit und deutet auf schwache Stellen im Gefüge unserer Weltanschauung.

Nichtangsthaben ist nicht zu verwechseln mit Gleichgültigkeit und einem negativen Fatalismus. Der Mensch hat die Kraft des Denkens und Ueberlegens, damit er sie anwendet und sich — den Verhältnissen entsprechend — vorsieht. So braucht z. B. die Bestimmung, daß sich jede Familie mit Lebensmitteln für 2 Monate versehen soll, nicht als müßige Angst gewertet zu werden, es geht hier um eine vorsichtige Ueberlegung und Handlung. Wenn aber bei sensationellen Zeitungsmeldungen das Publikum die Banken und Lebensmittelläden stürmt und kopflos einzukaufen und zu hamstern beginnt, so verliert es sich in Angstpsychose, die unbedingt zu verurteilen sind.

Angst und Furcht schleichen sich in tausend verschiedenen Gestalten ein. Eine der alltäglichsten Erscheinungen ist die Eifersucht. Wo sie begründet scheint, stimmt die Rechnung ohnedies nicht mehr. In diesem Falle, wie bei Konflikten zwischen Ländern, glauben die Menschen auch heute noch immer, daß sie mit Gewalt etwas erreichen könnten.

Ihr irrt Euch, ihr täuscht Euch, ihr befindet Euch auf falschen Pfaden! Jede Aktion erzeugt Reaktion, jede Gewalt erzeugt Gegengewalt und wenn ihr glaubt ihr hättet die Schlacht — von Mensch zu Mensch oder von Land zu Land — gewonnen, so werdet ihr einsehen müssen, daß die Rechnung trotzdem nicht aufgeht. Vielleicht kann diese Einsicht lange Zeit auf sich warten lassen, es können Jahre vergehen, Jahrzehnte, Geschlechter mögen kommen und wieder verschwinden, aber mit mathematischer Sicherheit und Genauigkeit wird die Rechnung ausgeglichen, die einst verübte Gewalt (sie mag aus noch so gut gemeinten Gründen erfolgt sein) wird egalisiert und in ihrer ehemaligen Wirkung aufgehoben.

Darüber ließen sich unzählige Beispiele anführen. Im Kleinen wie im Großen. Die Angst des Kindes vor den Eltern oder vor den Lehrern, die Angst des Mannes vor der Frau oder umgekehrt, vor Vorgesetzten, vor Verlusten irgendwelcher Art, vor dem bösen Nachbar, immer deutet sie auf Unsicherheit seiner selbst, auf schwache Stellen hin, auf schwarze Gewitterwolken, die uns zu vernichten oder wenigstens zu schädigen drohen.

Es gibt nur eine Sicherheit: Harmonie und Ausgeglichenheit der Persönlichkeit, die Ruhe, die aus dem guten Gewissen strömt, die Zuversicht, daß es eine immerwährende Gerechtigkeit gibt.

Davon ein andermal.

ef.

Fahrräder stehlen

Wir ersehen aus einer bernischen Zeitung, daß Fahrrad-diebstähle immer mehr zunehmen. Ein Gerichtspräsident schreibt, daß es, seit der Abschaffung der amtlichen Fahrradkontrolle in gewissen Kreisen „gang und gäbe“ sei, daß einer das nächste Fahrrad ergreift, damit davon fahre und es dann an seinem Reiseziel in irgendeine Ecke werfe. Werde er erwischt, so rede er sich damit aus, es liege bloß Gebrauchsdiebstahl vor, da er sich das Rad nicht habe aneignen wollen. Eine andere Sorte von Schelmen aber stiehlt die Fahrräder mit Absicht, wechselt die Bestandteile aus und macht ein Geschäft damit.

Jährlich werden so in der Schweiz hunderte von Rädern gestohlen, handelt es sich doch um eine relativ leichte Sache. Teilweise kehren sie durch die gute Arbeit der Polizei wieder zum frühern Eigentümer zurück, eine gewisse Zahl Räder jedoch bleibt unauffindbar.

Der Einblick in die Mentalität dieser „gewissen Kreise“ stimmt nachdenklich. Wahrscheinlich, wenn es keine Polizei gäbe, würden noch viel mehr Diebstähle begangen und doch liegt gerade hier der wunde Punkt. Wenn ein Staat aus guten Bürgern bestehen würde (ich schreibe dieses „gut“ unter Vorbehalt, weil bezügliche Diskussionen meist ins Uferlose führen, mehr als mit dem Buchstaben ist dieser Begriff mit dem Gefühl zu erfassen) brauchte es überhaupt keine Polizei, oder höchstens um auf der Straße und in öffentlichen Angelegenheiten Ordnung zu schaffen. Der anständige Mensch stiehlt nicht, aus dem Grund nicht, weil er erwischt werden könnte, sondern weil ihm seine Einsicht und seine Moral dies ohne Vorbehalt verbieten. Ob er an unverschlossenen Türen vorbei geht, im Museum ohne Aufsicht ist, ob er gelegentlich gefüllte aber offene, unbewachte Geldschränke sieht oder anderes mehr, das berührt ihn in keiner Weise, er geht daran vorbei weil es nicht ihm, sondern andern Menschen gehört. Selbst wenn man unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung nicht als „gottgewollt“ ansieht und sie mit gutem Recht glaubt angreifen und kritisieren zu dürfen, ändert dies nichts an der skizzierten Einstellung. Sind bezügliche Wandlungen erwünscht oder notwendig, so haben wir das freie Recht der Sprache, der Einrede und sind im Besitz des Stimmzettels.

Daß es aber verhältnismäßig viele Menschen gibt — der Kreis geht weit über die Fahrrad-diebstähle hinaus — die nur aus dem Grund nicht stehlen, weil man sie erwischen könnte, weil es eben eine Polizei und Gefängnisse gibt, das ist das Bedenkliche.

Wäre es nicht vorstellbar, daß man in den Schulen, etwa vom 5. Schuljahr an, so etwas wie Moralunterricht gäbe? Nicht im Sinne eines einseitigen, starren und selbstgerechten Moralisierens, sondern eher Unterricht, der als Sittenlehre bezeichnet werden könnte. In dieser Hinsicht nämlich, scheint mir, wäre noch sehr viel Neuland zu bearbeiten, wäre auch die Psyche des Menschen einzubeziehen in einer der Klasse angebrachten Verständlichkeit. Es sollte ein freies, offenes, ja freundschaftliches Plaudern des Lehrers mit den Schülern sein, sodas sie quasi auf unbewusste, ja amüsante und anregende Art zu gewissen selbstverständlichen Erkenntnissen kämen, an denen es heute noch vielfach zu fehlen scheint.

Die häufigen Fahrrad-diebstähle sind bloß ein übles Symptom unserer Zeit. Es ist anzunehmen, daß mancher dieser Sünder auch Militärdienst tut, aber der Umgang mit der Waffe sagt eben noch wenig über die moralische Qualität eines Menschen aus. Darum sollten die Hinweise in bezug auf Mein und Dein frühzeitig genug, auf überlegene Art und Weise, erfolgen können.

ef.

* * *

Befinnung.

Wir sprachen vom Beziehungsleben, von Ehe und Familie, von unserer Volksgemeinschaft. Im Laufe des Abends erzählte ein Architekt: „Einmal in meinem Leben ist mir das Pläne-machen zum Verhängnis geworden. Ich bin mit ganz bestimmten Vorstellungen vom Wesen der Frau in die Ehe gegangen. Und auf diesen Vorstellungen sollte unser Zusammenleben aufgebaut werden. Ich maß meine Frau fortwährend an dem Ideal, das ich in mir trug. Das muß sehr schmerzlich gewesen sein für sie, denn jede Abweichung erschreckte und beunruhigte mich; ich fand meine Greta unberechenbar und hatte immer etwas auszufetzen an ihrer Art, an ihrem Tun und Lassen. Meine Schwester, die oft bei uns zu Gaste war, bestärkte mich in meiner Unzufriedenheit. Sie fand noch Mängel, die mir entgangen waren. So wurde meine kleine Frau immer einsilbiger und besangener, immer müder und mutloser. Ich aber bemitleidete mich und war gereizt und unfreundlich nicht nur zu Hause; auch meine Kollegen, meine Untergebenen wurden in Mitleidenschaft gezogen. Es war eine schlimme, unfruchtbare Zeit.“

Dann bekamen wir lieben Besuch. Eine Freundin meiner Mutter wohnte ein paar Wochen bei uns. Wir machten oft gemeinsame Spaziergänge. Auf einer solchen Wanderung, Greti war zu Hause geblieben, erzählte mir die alte Dame, wie lieb sie meine Frau gewonnen habe. Mit so viel Wärme und Herzlichkeit sprach sie vor ihr, daß ich aufhorchte. — Von jenem Abend an sah ich meine Greta mit anderen Augen. Ich machte merkwürdige Entdeckungen, nicht nur an ihr. Ich fing an, über mich selbst, über mein ganzes Verhalten nachzudenken. Allerlei Illusionen zerrannen. An Greti aber nahm ich immer mehr Liebenswertes wahr. Und in dem Maß, als sich meine Haltung ihr gegenüber änderte, blühte sie auf. Froh und beschwingt ging sie durch ihre Tage, war tätig und beschämte mich mit ihrer Liebe. Seither hat sich unsere Ehe stark gewandelt und unsere Kräfte sind frei geworden für die Arbeit, für andere Menschen.“

Ich muß oft an jene Freunde, an die Krankheit und die Gesundung ihrer Ehe denken und immer steigt vor mir auch das Bild auf der zwei Frauen, die so bestimmend hineingewirkt haben in das Zusammenleben der jungen Eheleute. In diesem Zusammenhang ist mir Mennelis Mutter in Gotthelfs „Geld und Geist“ in den Sinn gekommen. „Sie mittelste, als guter Hausgeist, die meisten Schwierigkeiten, oder, um es besser zu sagen, ebnete die kleinen Spalten, welche sie zwischen den Herzen sah.“ — Gotthelf sagt anderswo sogar: „Die Frau ist die Mittlerin zwischen Gott und den Menschen.“ Mittlerin sein zwischen Menschen, zwischen Gott und Menschen gehört zusammen und ist wohl der vornehmste Beruf der Frau. Und das Schöne ist, daß er überall und zu jeder Zeit ausgeübt werden kann. Gerade für uns Schweizerfrauen eignet er sich in besonderem Maße. Müssen nicht gerade wir uns immer wieder fragen: „Welcher Art sind die Wirkungen, die von uns ausgehen? Spalten wir oder führen wir zusammen?“ Verunreinigen wir Wunden oder tragen wir zu ihrer Heilung bei?“ Dabei wollen wir eines bedenken: Wenn Gotthelf vom Frieden zwischen den Menschen redet, so meint er nie den faulen Frieden, nie einen Frieden, dem Gewalttätigkeit des einen und Willfährigkeit des andern zu Grunde liegen, nie einen Frieden, der auf Gleichgültigkeit und Stumpfheit, auf Täuschung und Kompromiß beruht. Er wünscht den Frieden, der da zustande kommt, wo jeder die eigene Schuld sieht und auf sich nimmt; wo Menschen lieben statt zu rechnen und zu rechten. Und wenn vom Mitteln die Rede ist, meint er nicht das Verwischen der Tatsachen, nicht das Bagatelisieren der Schuld des einen und der Not des andern, er freut sich über den Willen und die Fähigkeit, beiden zur Einkehr und zur Umkehr zu verhelfen, zur Befinnung vor Gott, zu jener Veröhnung, die nur von hier aus möglich ist. — In dieser Richtung liegen unsere Möglichkeiten, große Möglichkeiten.

Wenn wir Frauen in diesem Geist wirken, jede an ihrem Ort, in ihrem Alltag, kann unser Volk die Aufgabe erfüllen, die ihm gestellt ist.
R. S.

Rache.

(Sonntagsgedanken.)

Ein anstößiges Wort! Eine anstößige Sache! Ein minderwertiger Mensch, der nach Rache sinnt und Rache übt! Wie furchtbar klingen uns Worte aus den Rache-Psalmen in den Ohren: „Ich hasse mit vollkommenem Haß“ und „Wohl dem, der deine Kindlein packt und am Felsen zerzmettert!“ Wir entsetzen uns über die Rache, die Josua an den fünf Königen Kanaan nahm und an der Vergeltung des Propheten Elias an den 400 Baalspriestern, die an Elias Verfolgung nicht unschuldig gewesen. Wir freuen uns über den Edelmut Davids, der den schlafenden König Saul verschonte, ihm bloß einen Zipfel des Mantels wegschnitt und seinem Feinde nicht das Haupt vom Leibe trennte. Wir freuen uns auch über Saul, der die verlegenden Worte einiger Aufbegehrer nicht rächte, sondern tat, als ob er sie nicht gehört hätte. Wie großzügig und veröhnlich benahm sich Josef gegenüber seinen Brüdern! Wir verurteilen den dunkeln Trieb der Vergeltung, wie er im „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, ausgedrückt wird und freuen uns, daß auch im alten Testament Löhne der Veröhnlichkeit laut werden: „Mein ist die Rache“ und „Den Rachgierigen trifft die Rache Gottes“, „Sei nicht rachgierig gegenüber deinen Volksgenossen“, wobei allerdings der Samariter seitens eines Juden keine Veröhnlichkeit und kein Erbarmen erwarten durfte. Noch die Jünger Jesu mußten sich von ihrem Herrn zurechtweisen lassen, weil sie in einer Aufwallung von Rachezorn Feuer und Schwefel über das ungasstliche Samariterdorf herabbeschwören wollten. Die Jünger Jesu sind Kinder eines andern Geistes: sie bieten auch die linke Backe dar, wenn sie auf die rechte geschlagen wurden, sie speisen den Feind, wenn er hungert. Sie sammeln glühende Kohlen auf sein Haupt. Die Vergeltung ist Gottes Sache. Im alten Testament widerstreitet oft der Trieb zur Vergeltung dem Geist der Veröhnlichkeit und des Verzeihens. Dieser Widerstreit ist im neuen Testament vollständig überwunden. Hier gibt es nur unbedingte Veröhnlichkeit und unbedingten Verzicht auf Rache. Jesus bittet nicht: „Räche du die Ungerechtigkeit meines Kreuzes und zahle ihnen gehörig heim“, sondern: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Ein Frommer des alten Testaments vollzog die Rache auch nicht selbst, sondern bat Gott, dieses Werk zu vollziehen. Jesus aber schalt nicht einmal, als er selbst gescholten wurde, drohte nicht, da er litt, sondern stellte es dem heim, der gerecht richtet.

Es gibt Rache im großen und im kleinen, hüben und drüben, im persönlichen und im gesamten. Das Aufheben eines Steins, um ihn demjenigen nachzuwerfen, der uns treffen wollte, gehört wohl auch zu jener Befinnung, der Rache süß erscheint.

Der edle Heide, Marc Aurel, meint: „Die beste Art, sich zu rächen, ist die, es dem Widersacher nicht gleichzutun“. So überwindet man Böses mit Gutem. Die Heiden sind ja Meister der Rache, so wie es viele Menschen des alten Testaments auch waren, doch ist die Rache auch unter getauften und frommfeiwollenden Christen noch nicht ausgestorben, wenn man sagt: „Das kann ich mir nicht bieten lassen“. Und aus dem Heidentum ragt so manches Beispiel des Verzichtes auf Rache hervor, das uns Christen tief beschämt. Hier ist eins:

Dem Spartaner Lykurg, der 900 Jahre vor Christus lebte, also zur Zeit des Königs Salomo, war durch einen jungen Mann ein Auge ausgeschlagen worden. Das Volk übergab ihm den Uebelthäter zur Bestrafung. Lykurg tat ihm nichts zuleide, erzog ihn aber zu einem tüchtigen Mann und übergab ihn hernach öffentlich seinen Anklägern mit dem Wort: „Als Uebelthäter hab ich mir diesen Mann übergeben, als tüchtigen Bürger bekomme ich ihn zurück.“